

Der Dialog der Religionen:
Materialisten versus Christen

Der Dialog der Religionen: Materialisten versus Christen

Jürgen Bellers,
Markus Porsche-Ludwig (Hg.)

Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
98734 Nordhausen 2017
ISBN 978-3-95948-268-4

KRYPTISCHES GELEITWORT

Von Professor Friedensreich Unruh aus Jerusalem

Heutzutage wird es als freiheitliche „Errungenschaft“ gefeiert, dass uns alle Möglichkeiten offenstehen und wir uns nicht festlegen müssen, wir können sogar jedes Jahr das Geschlecht ändern. Das aber ist „schlechte Unendlichkeit“ (Hegel), rein negativ und zerstörerisch, z.B. für Familie und Ehe, und gegen die Natur. Gefördert wird das dadurch, dass die eigentlich erfolgreiche Marktwirtschaft dies zur Ausweitung der Märkte nutzt.

Die unendliche Potentialität des liebenden Gottes ermöglicht dem daran partizipierenden Gottmenschen die Freiheit der Schöpfung aus ihr, aber Gott steht zu seiner Schöpfung als einem Akt, einer Entscheidung zwischen Gut und Böse, was auch für den Menschen gelten sollte. Das Geschöpf ist das, was man liebt. Unendlichkeit darf nicht zur Beliebigkeit werden. Es gilt Gott, nicht der Mensch.

Das zu erkennen und zu erleben, kann nur eine Minderheit von Menschen. Die modische Mainstream-Mehrheit will, kann und darf das nicht, will sie zur Wohligkeit der miefigen Gemeinschaft mit ihren Korruptionen gehören. Die Minderheit sind Einzelgänger, Mönche, Amish People, Evangelikale, Anarchen, Aussteiger usw. Das ist nicht ungefährlich. Aber ich, F. Unruh, wage es, weil ich zumindest seit meinem 40. Lebensjahr staatlich bezahlter Professor in Dauerstellung bin. Aber Dienstaufsichtsverfahren haben mehrmals gedroht, da muss man dann listig und wendig und auch ein wenig opportunistisch sein, solange man sich nicht dauerhaft verbiegt.

INHALTSÜBERSICHT

Begrüßungsworte von Pius X.	9
<i>Vorwort</i>	11
1 Einleitung	15
2 Zur Anordnung und Art der Berichterstattung	16
3 Erster Akt: Irrationalistischer Ausflug zur Großen Kirche	17
4 A. Comtes positivistische Gotteslästerung	28
5 Ludwig Büchners naturwissenschaftliche Blasphemie	32
6 Prof. Platon widerspricht Büchners Materialismus	39
7 Eine Notiz von F. Unruh über Heiligkeit	75
8 Der Empfang und andere, irdische Wirrnisse	77
9 Ein nicht gehaltener Vortrag von Leibniz	80
10 Martin und Hannah: ein Dramolett	89
11 Polemologisches Theater: Friede durch den Papst und Kaiser	95
12 Ein therapeutisch-equilibrantisches Metaphysik-Intermezzo des Hl. Kissinger	105
13 Das große Experiment: Sozialwissenschaftlicher Irrwitz des gottlosen Positivismus	107
14 kuk-Platonisches zur Apostolischen Majestät der Vielfalt in Gott: Habs-Burg sei unser Gott	112
15 Grenzübergang zum Jenseits	117
16 Unruhs letzter Vortrag zum mysteriösen Mystischen	119
ANHANG: Gibt es Gott? u.a.	123
<i>Die Herausgeber/Autoren</i>	137

BEGRÜSSUNGSWORTE VON PIUS X.

Die Konferenz muss sich von folgender Eidesformel leiten lassen:

Erstens: „Ich bekenne, dass Gott, der Ursprung und das Ende aller Dinge, mit dem natürlichen Licht der Vernunft durch das, was geschaffen ist, d.h. durch die sichtbaren Werke der *Schöpfung*, als Ursache mittels der Wirkung, mit Sicherheit erkannt und auch bewiesen werden kann.“

Zweitens: „Ich anerkenne die äußeren Beweismittel der *Offenbarung*, d.h. die Werke Gottes, in erster Linie die *Wunder* und *Prophezeiungen*, als ganz sichere Zeichen des göttlichen Ursprungs der *christlichen Religion*. Ich halte fest, dass sie dem Geist aller Zeiten und Menschen, auch der Gegenwart, auf das beste angepasst sind.“

Drittens: „Fest glaube ich, dass die Kirche, die Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes, durch den wahren und geschichtlichen *Christus* selbst, während seines Lebens unter uns, unmittelbar oder direkt eingesetzt, und dass sie auf *Petrus*, den Fürsten der apostolischen Hierarchie, und auf seine steten Nachfolger gebaut wurde.“

Viertens: Hier wird die rückhaltlose Annahme der unveränderlichen Glaubenslehre verlangt, „die von den Aposteln durch die rechtgläubigen Väter stets in demselben Sinn und in derselben Bedeutung bis auf uns gekommen ist“. Folglich zu verwerfen sind die „irrgläubige Erfindung“ einer „Entwicklung der Glaubenssätze“ (d.h. die Vorstellung der Zeitgebundenheit und geschichtlichen Weiterentwicklung lehramtlicher Aussagen) und die Annahme, Glaubenssätze seien durch „Erfindung unseres Denkens“ oder „Schöpfung des menschlichen Bewusstseins“ entstanden und würden „sich in Zukunft in unbegrenztem Fortschritt vollenden“ (also weiterentwickeln).

Fünftens: Verlangt wird das Bekenntnis, „dass der Glaube kein blindes religiöses Gefühl ist [...], sondern dass er eine wahre Zustimmung des Verstandes zu der von außen durch Hören empfangenen *Wahrheit* ist, durch die wir auf die Autorität Gottes des Allwahrhaftigen hin für wahr halten, was uns vom persönlichen Gott, unserem Schöpfer und Herrn, gesagt, bezeugt und geoffenbart worden ist.“

Zweiter Abschnitt

In diesem Abschnitt ist die Zustimmung zu folgenden Verurteilungen zu beschwören:

„Zu verurteilen ist der Irrtum aller derer, die behaupteten, der kirchliche Glaube könne der Geschichte widersprechen und die heutigen katholischen Dogmen ließen sich mit den zuverlässigen Quellen der christlichen Religion nicht in Einklang bringen.

Verurteilt wird die Meinung, nach der der christliche Gelehrte zwei Personen in sich vereinigen könne, eine, die glaubt, und eine, die forscht, so dass es dem Historiker erlaubt sei, etwas für wahr zu halten, was dieselbe Person vom Standpunkte des Glaubens als falsch erkennen muss.

Verworfen wird der Irrtum derer, die behaupten, dass der Lehrer, der Fragen der historischen Theologie behandelt oder wer auch immer sich mit diesem Gegenstande schriftstellerisch befasst, zuerst sich von allen Voraussetzungen frei machen müsse, sei es hinsichtlich des übernatürlichen Ursprungs der katholischen Überlieferung, sei es hinsichtlich des von Gott versprochenen Beistandes eines jeden Teils der geoffenbarten Wahrheit.

Ferner werden u.a. verurteilt alle jene, die in der christlichen Überlieferung überhaupt nichts Göttliches anerkennen oder diese Überlieferung im Sinne des Pantheismus so auslegen, dass eine einfache, jeder anderen geschichtlichen Überlieferung gleichzustellende Tatsache übrigbleibt.“

VORWORT

Nur nach langem Überlegen und Bedenken tragen hat der Herausgeber die vorliegenden, ihm auf Irrwegen zugespielten, zunächst ungeordneten, nicht nummerierten, z.T. sehr schwer zu entziffernden handschriftlichen Notizen eines ihm Unbekannten dem Verlage zur Veröffentlichung überlassen, denn die Papiere könnten durchaus zu manchem Missverständnis zu führen in der Lage sein. Deshalb dieses Vorwort und die mit ihm gegebene Richtigstellung, da der unbekannte Autor, oder besser: Konferenzredakteur, es verabsäumt hat, sein an manchen Stellen dunkles Werk selbst zu kommentieren, wie es z.B. Thomas Mann so bravourös mit dem seinen geleistet hat. Friedensreich Unruh – wie er genannt werden soll – scheint, wie man auch im Folgenden feststellen können wird, ein von Selbstzweifeln und Schüchternheit geplagter, im Kern uneitler Mensch gewesen zu sein. Aber damit droht dieses in seiner Art einzigartige Oeuvre der Häme der Kritik und vor allem der Fehlinterpretation seitens des flüchtigen Lesers ausgesetzt zu werden (und wer ist nicht im Medienzeitalter von heute zum Schnelleser und auch Fast-Science-„Genießer“ geworden!?).

Was es hier nach gründlichem Studium des Manuskriptes auch im Interesse des Verfassers klarzustellen gilt, ist, dass es sich hier nicht um ein Gericht über die Wissenschaft handelt – denn Verfasser und Herausgeber waren und sind passionierte Wissenschaftler –, es geht nicht um das In-den-Dreck-Ziehen von Universitäten und Hochschulen, wie es vielleicht auf den ersten Blick zu sein scheint. Es geht hier vielmehr um das irrende Suchen einer verzweiferten Seele nach dem, was Wahrheit ist und nach dem, was Wissenschaft auch suchen sollte – und auch sucht und z.T. zu finden oder genauer: sich anzunähern in der Lage ist, nämlich das Irrational-Künstlerisch-Göttliche, das jenseits allem bloß blöd Materiellen eigentlich Wahre, das man oft nur erzählerisch, lyrisch, romanhaft oder kabarettistisch fassen kann, wie auch hier. Dass dabei so mancher kritische Blick auf den Wissenschaftsbetrieb fällt, ist nicht zu verkennen, aber im Dienste und zum Heile der Wissenschaft geäußert, wie insbesondere der Schluss der Aufzeichnungen beweist. Dabei schlägt Kritik oft in Ironie um, einer abgeklärten Ironie, die von einem entfernten Stern diese Erde zu betrachten scheint. Allerdings sollte nicht verschwiegen werden, dass die Aufzeichnungen und Reden unter einem großen Vorbehalt stehen und nicht ganz zweifelsfrei hinsichtlich ihrer Ernsthaftigkeit und wissenschaftlichen Würde sind. Denn es wird gerüchteweise berichtet, dass Friedensreich Unruh in der Garderobe einer späteren Konferenz zu Berlin – den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn Bartholdy

summend und die Grenzen der Verrücktheit streifend – einem plötzlichen Hirnschlag erlag.

EINLEITUNG

Von F. Unruh

Dieses Werk ist nicht für die wissenschaftlichen und sonstigen Pharisäer geschrieben, die nach dem Anfang des Anfangs definitiv und rationalistisch suchen und ihn sogar zu finden meinen. Es geht hier nicht darum, ob ein Haufen Dreck eher schwarz oder eher schwärzlich ist, oder ob das Haus da drüben Wände hat. Auch das schwarze Loch der Physiker interessiert nicht.

Hier geht es um unser Leben in seiner unendlichen Fülle, wie wir es aus der unendlichen Fülle des Tohawabus durch Gott schöpfen. Vor aller Gottheit als Begriff steht Gott als Tohawabu, alles Alles und Nichts, wie es in der Genesis steht. Das ist der Quell unserer Freiheit im Geiste. Dass wir im Materiellen nicht frei sein können, sondern immer begrenzt sind, ist banal.

Daher ist das hier auch keine gelehrte Abhandlung, sondern ein begeisterter, schriftstellerischer Wurf aus einer Hand. Ein großer Schwung, der hoffentlich überzeugt und nicht beweisen will, sondern mitreißt, erschüttert, ändert und wandelt. Man sollte das Buch in der freien Natur lesen.



„Appetitlos, müde und leidend“
(www.br.de)

Das ist der wahre Wissenschaftler als Poet:

- einsam und arm, aber zufrieden und frei bei sich seiend
- nicht abgelenkt vom städtischen Nichtsnutz
- erschöpft nach der Lebensarbeit im Felde und nach der Kinderaufzucht
- abends in der Dorf-Kneipe mit Bauern, Handwerkern und Unternehmern
- gesund von den magisch-heilenden Kräften und Säften der Natur und seines Körpers
- Heil suchend im sonntäglichen Gottesdienst.

1 EINLEITUNG

Die Amerikanische Gesellschaft für Germanistik (GmbH) hat es zur Gewohnheit werden lassen, dass sie alle zehn Jahre – unter Beachtung der erstaunten Weltöffentlichkeit und unter Einschluss der mittlerweile 77 nationalen Unterorganisationen – an einem repräsentativen Ort (nun schon zum 33sten Mal) zusammenkommt, um der Welt und der Wissenschaft politische, künstlerische und wissenschaftliche Wegweisung zu geben. 1994 – die Konferenzen fanden immer ungefähr in der Mitte des jeweiligen Jahrzehnts statt – versammelten sich die Wissenschaftler der Welt in Scildamente, einem kleinen Ort an der nordmexikanischen Steilküste vis-à-vis des pazifischen Ozeans, nicht weit von der Grenze zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Nun in Rom.

Der vorbereitende Programmausschuss hatte das weit ausladende Kongresszentrum für eine Woche angemietet, von ihm hatte man einen mit bloßem Auge nur schwer erträglichen Blick auf die gleißende Weite der Sonnen-Stadt sowie überhaupt die unnatürliche Hitze selbst noch im Spätherbst die umgebende Landschaft in einen vibrierenden, alles verschwimmenden Äther hüllte, der allem etwas Metaphysisches verlieh. Erst gegen Abend wurden die Konturen deutlicher, wenn die Eulen der Wissenschaft und Philosophie erwachten. Der bunte Barock der Villa verstärkte den gesamten Eindruck.

2 ZUR ANORDNUNG UND ART DER BERICHTERSTATTUNG

Dieser Kongressband will nur berichten, in der schlichten, an Faktizität orientierten Sprache der Erzählung, analog zur Poesie der Stadt. Es wird hier auch als unwissenschaftlich abgelehnt, ein großes Gebäude, den großen Entwurf vorzustellen, der vorgibt, alles erklären und motivieren zu können. Was leistbar ist, ist eine Kompilation von Partikeln, die sich vorerst nicht, wenn überhaupt je, zu einem Ganzen zu fügen vermögen. Nach dem großen Zusammenbruch ist Pointilismus angesagt, die Wolllust des Details, das Vertiefen im Einzelnen, der Auflösung von Welt. Alles wird letztlich nur durch die Subjektivität des Autors zusammengehalten, so wie Gott in einer schlechten Metaphysik begründet wird.

Ein Grundprinzip liegt der Berichterstattung und jeder Art von Konferenz überhaupt aber zugrunde, ein Prinzip, das die Relativität überwindet, indem sie sie anerkennt und inkorporiert: Es ist das Prinzip, dass Erkenntnis nur im Akt des Erlebens von Welt möglich ist. Das hat zur Folge, dass im Konferenzbericht neben den Vorträgen auch die Genese von Wissen geschildert wird: Wissen ist mitbedingt durch den Typ von wissenschaftlicher Persönlichkeit, die alltäglich und auch außeralltäglich lebt und leibt und so das Wissen schafft; was das bedeutet, soll in diesem Buch deutlich werden.

3 ERSTER AKT: IRRATIONALISTISCHER AUSFLUG ZUR GROSSEN KIRCHE

Jede Konferenz beginnt mit einem Trompetenschall, genannt „*call for paper*“, der in den renommierten „wissenschaftlichen“ Zeitschriften („Irratio“, „PKZ“, „Aeneis“, „Odyssee“, „Ireneus“, „Irrealis“, „MIST“) erschallt. Die Wissenschaftler und Literaten des jeweiligen Gebietes legen daraufhin Papiere, Aufsätze, vor, die quasi die Legitimation zur Teilnahme sind. Ein kritisches Gremium hatte zuvor die *papers* auf ihre Qualität (Seitenumfang, Schriftbild, natürlich war Englisch obligatorisch usw.) geprüft, denn eine möglichst kleine Zahl von Teilnehmern ist ein Zeichen für Niveau (obwohl dies natürlich mit dem anderen großen wissenschaftlichen Ziel konfligiert, durch große Zahl, sei es von Teilnehmern oder von Buchseiten, Repräsentanz von Wahrheit oder dergleichen wissenschaftlichen Assessoires zu dokumentieren.)

Die Konferenz, von der es hier zu berichten gilt, hatte allerdings den Vor- oder Nachteil, dass deren Thematik so breit angelegt war, dass nahezu jeder Geisteswissenschaftler zur Teilnahme angesprochen wurde (die Veranstalter wollten die Breite und Tiefe und Höhe der Welt in ihrer vollen Fülle erfassen), und viele fühlten sich auch angeregt, zumal die Heilige Stadt lockte. Die obligaten *papers* waren schnell gefertigt (zumeist aus früheren papern zusammengeschnitten), die Flugreise auf Kosten des Veranstalters gebucht, und nun befand man sich – nach bereits erfolgter Einquartierung – schon in der großen Empfangshalle des Tagungsortes, im Halbkreis angeordnet in verschiedensten Gruppen und Grüppchen, die heftig unter-, nicht miteinander diskutierten. Von besonderem Interesse sind für den deutschen Leserkreis, an den sich diese Veröffentlichung vor allem wendet, die deutschen Teilnehmer. Denn wir Deutschen wissen uns auf internationalen Konferenzen immer noch nicht so recht zu verhalten – kurz nach Ende des Jahrhunderts, in dessen erstem Teil sie zum Entstehen eines Weltkrieges mit beigetragen, einen weiteren Weltkrieg mutwillig vom Zaum gebrochen hatten. Die drei deutschen Professoren und Literaten waren zusammen angereist und standen nun eher zurückgezogen unter sich in einer entfernten Ecke der großen Halle. Weniger, um die Umstehenden zu beobachten, fühlte man die Blicke der Anderen auf sich gerichtet. Vielleicht auch nur deshalb, weil man als einzige nationale Gruppe korporativ im dunklen Anzug mit farbloser Krawatte erschienen war. Insgesamt bot der Empfang das Bild eines freundlich-bunten Getümmels und Getuschels und gelegentlichen Lächelns und Lachens, das durchaus sympathisch und anheimelnd war. Im Gegensatz zu den anderen nationalen Grüppchen kamen die Deutschen kaum miteinander ins Gespräch. Das lag nicht daran, dass sie ggf.

unterschiedliche Fächer vertraten und das Gespräch über die Fachgrenze hinaus Schwierigkeiten bereitet hätte. Wohl eher umgekehrt ist das Gespräch unter Fachkollegen mühselig, weil man sich von x Tagungen her kennt und so viel Neues ja in der Wissenschaftsgeschichte einer Disziplin sich nicht zu ereignen pflegt (unser Held Unruh hatte an der Universität München ohnehin gelernt, dass seit Platon nichts mehr geschehen sei – und das wurde nur den Doktoranden der Philosophie, nicht den Lehramtskandidaten, verkündet, von denen man annahm, dass sie es ohnehin nicht verstehen würden.)

Unruh war diese Art von Konferenz ein Gräuel; die Vielzahl von Anzüglichkeiten und Selbstdarstellungen (wie sie allen menschlichen Gruppierungen eigen ist) erregten in ihm immer wieder und wachsenden Widerwillen. Und er hatte sich auch nur zu dieser Reise aufgerafft, weil seine reiselustige Frau (die in einer tourismus-feindlichen Diktatur aufgewachsen war) ihn dazu überredet, wenn nicht gar gezwungen hatte. Sie hasste zwar gleichermaßen das Konferenzliche (sieht man von den Empfängen ab), nutzte aber das Reisen zur geistigen Welteroberung, so wie es noch in der Zeit der Aufklärung üblich war. Unruh war auf der Konferenz unbestritten (auch von ihm selbst nicht) fehl am Platz (was wohl aber an Unruh und nicht an der Konferenz lag). Er gehörte zu den eigenbrötlerischen und schon ein wenig skurrilen, wenn nicht verrückten Schreibtisch-Wissenschaftlern, die sich in einem möglichst kleinen, mit Regalen und Büchern vollgestellten Arbeitszimmer vermittlels der Kraft von Buchstabenkombinationen eine Welt konstruierten, in der Hoffnung und wenn es gut geht und sie optimistisch sind: in dem Glauben, dass dies auch die Welt realiter – um ein gerade gängiges wissenschaftliches Modewort zu gebrauchen – sei. Und das ist hier nicht nur ein grammatikalisch notwendiger Konjunktiv, der übrigens leider immer mehr auch in der Sprache der Wissenschaft außer Gebrauch geraten, vergessen worden ist – die Wissenschaft ist sich ihrer Sache wohl zu sicher! Ihrer war sich Unruh nun in keiner Weise sicher. Er wusste um die Beschränktheit seiner Welt, die ihm genügte, oder besser: die große, andere Welt hätte ihn nur aus dem inneren Gleichgewicht gebracht. Und er ahnte, dass tiefere als wissenschaftliche Kräfte, Metaphysisches, die Welt lenkten. Kirche war ihm daher wichtig. Er hegte seine Schreibtischwelt – kaufte für sie Schachteln, in denen er eigentümlichen Krimskrams und unendlich viele Notizzettel aufbewahrte, dachte sich stets neue Anordnungen seiner Schreibutensilien aus, zu denen mittlerweile, auch nach einigem Zögern und Bedenken, ein EDV-Gerät der einfachen Art gehörte, und las und schrieb – oder auch umgekehrt – mit oft zu schneller Feder, wie seine verehrten Kollegen ihm nicht vorzuwerfen aufhörten. Wissenschaft ist ja in keiner Weise Erfassung der Welt, wie sie ist – manche sagen zur Unterstreichung: Erfassung der Wirklichkeit, wie sie wirklich

ist. Erst kürzlich hatte ein Wissenschaftstheoretiker in der außerwissenschaftlichen Welt Erfolge dadurch gefeiert, dass er behauptete und auch plausibel zu machen wusste, dass in der Wissenschaft alles möglich sei, alles bewiesen werden könne, und auch alles bereits einmal bewiesen wurde – und sei es das Abstruseste und Gegensätzlichste –, bis zu Gestirnen, die sich nicht kreisförmig um die Erde, sondern spiralförmig rück- oder seitwärts auf die Erde zu und von ihr wieder fortbewegten. *All is possible* – und wenn diese Theorie durch den offensichtlichen Augenschein bezweifelt wird, wird eben die Realität für verrückt erklärt. Was in der Wissenschaft herauskommt, hängt von dem ab, der Wissenschaft betreibt. Was man als Voraussetzung der Lektüre eines Buches oder eines sonstigen „wissenschaftlichen“ Produktes stets bräuchte, ist ein Bild oder Foto des jeweiligen Verfassers. Was ist sein Gesichtsausdruck? Seine allgemeine Physiognomie? Wie wirkt er? Was assoziiert man bei seinem Anblick? Was wir brauchen, ist ein Äsop oder Lavater der Wissenschaft.

Hier war nun der zweite deutsche Kollege mit kasachischem Namen + Schlitzaugen der charakterologische Gegentyp zu Prof. Unruh. Er hatte sich wohl mit einer der Völkerwanderungen der letzten 5.000 Jahre aus dem mongolisch-asiatischen Raum – anstatt sich dem kultivierten China zuzuwenden – zum damals noch barbarischen Osteuropa zugewandt und die Sitten und Gewohnheiten genetisch verinnerlicht – allerdings auf eine subtile Art und Weise, die auf den ersten Blick den Eindruck einer gelungenen westlich-zivilisatorischen Sozialisation erweckten, zumal er des Deutschen und leidlich auch des Englischen mächtig war (was er durch ständiges Einflechten angломorpher Floskeln in die deutsche Konversation unter Beweis zu stellen glauben musste.) Der Dritte in der Runde tat so, als hörte er der mageren Unterhaltung zu, war aber jedoch mit Gedanken und Augen längst bei der Nachbargruppe, in der zwei Inder standen, mit denen er Kontakt anzuknüpfen beabsichtigte. Denn er wusste, dass seine Werke nur dann populär werden würden, wenn man sie selbst, wie in der Betriebswirtschaft üblich, vermarktete. Obwohl er meinte, dass es nicht mehr notwendig sei: Sein Oeuvre erschien in renommierten, teuren Verlagen, wurde übersetzt und von der „*scientific society*“, wie der Mongole Podszancz gesagt hätte, geschätzt. Der Dritte war hager gewachsen, legte auf sein elegantes Äußeres Wert und hatte seiner Umwelt gegenüber etwas Kommandierend-Beherrschendes an sich, was sich u.a. darin kundtat, dass er sofort nach Zusammentreffen der drei Deutschen Unruh ernsthaft darum bat, sich rechts von ihm zu platzieren, ohne es zu begründen (was wohl auch nicht möglich war), zumal es Unruh – gleichgültig gegenüber solchen Kleinigkeiten – umgehend vollzog. Sein intellektuelles Markenzeichen, was er sich am liebsten bei einem geistigen Patentamt hätte sichern lassen, war sein ihn ständig kleidendes Mao-

Jackett aus den 68ern, das mittlerweile durch sein Alter bereits recht unansehnlich aussah. Selbst der Mythos von „Scheinrevolutionen“ (wollen wir mal wohlwollend die Studentenrevolte von 1968 so bezeichnen) scheint der Vergänglichkeit nicht entgehen zu können, zumal das Revolutionäre nun nicht mehr zumindest ernsthaft geglaubte Absicht, sondern zum Dekor degeneriert war. Dieses biedermeierlich-grüne Weltbürgertum, wie es in Deutschland nach 1945 eingeführt worden war und das sich mit links-atheistischem Positivismus und Sexismus schmückte, veranlasste ihn daher auch schnell, sich unter dem Vorwand, einen alten Kollegen in der Nachbargruppe begrüßen zu müssen, mit weit ausladenden, aber gemessenen, wenn nicht würdigen Schritten zu entfernen. Podsancz merkte es kaum, da er seine Rede noch nicht beendet hatte, aber als selbst ihm die Worte ausgingen, standen die beiden Verbleibenden schweigsam einander gegenüber, wobei das Gegenüber dominierte. Unruh dachte erleichtert an Wittgenstein: „Über das, was man nicht weiß, soll man schweigen“ – oder so ähnlich, was durchaus religiös gemeint war. (Im Zitieren war er stets immer ein wenig schlampig, auch war er vergesslich). Er genoss die Ruhe vor dem Hintergrund des vielsprachig in die Halle emporschallenden Geredes, das den Vorteil hatte, dass man infolge der diffusen Vieltönigkeit nichts verstand. Es war wie eine Musik moderner Art, die ihm immer ferner wurde, so wie draußen und damit im Saal selbst auch die Dunkelheit zunahm.

Tief in Gedanken über Sinn und Unsinn von Konferenzen und die Misshelligkeiten, die mit ihnen verbunden waren, wollte er sich gerade auf sein Zimmer begeben, das im Hause selbst lag, als ihn – aus einer Nische kommend – ein braun gebrannter, einheimisch aussehender, schwarzhaariger, noch jugendhaft wirkender, aber doch wohl schon 50jähriger Herr ansprach, der einen schwarzen Umhang trug, ähnlich wie Priester im katholischen Hochamt – nur nicht so lang. Vorsichtig herantastend, fragte er nach Herkunft, Anreise und Sinn und Zweck des Aufenthaltes (was den verträumten Deutschen verwunderte, da doch zumindest pro forma der Zweck, der Konferenz beizuwohnen, bekannt sein müsste). Weiterhin verwunderlich war, dass der Unbekannte fast akzentlos Deutsch sprach, was sich aber dadurch alsbald klärte, dass sich im Verlaufe der weiteren Unterhaltung, die sich zunächst um Belanglosigkeiten drehte, seine slowenische Herkunft herausstellte, er aber nach Großbritannien verschlagen worden sei und dort lehren müsse, obwohl er doch noch im Stillen und unter Freunden auch offen der alten, auch Unruh sympathischen, habsburgisch-apostolischen Monarchie – Vielfalt unter dem alles tolerierenden Kaiser – nachtrauere, im Vergleich dazu der atlantische Raum doch nur plattes Plagiat und materialistische Verflachung sei. Er schwärmte von der deutschen Vorkriegsliteratur und erwähnte immer wieder den katholischen Schmitt, der ihm

schon von seinem Vater nähergebracht worden sei – und zwar im Original, wie er betonte. Unruh erwachte aus seiner lethargischen Dämmerung, allein deshalb, weil hier unbefangen über einen Autor gesprochen wurde, der in Deutschland mehr oder weniger – sieht man von äußersten rechten Kreisen ab – tabu war (und das zu Recht – so insistierte er –, denn immerhin war er unheilvoll in die Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickt, den er allerdings als linke Bewegung begriff.) Der Unbekannte lächelte: „Es gibt mehr als Menschenrechte und Leben und Freiheit. Zum Leben gehört auch der Tod, wie im Tierreich.“

Unruh erschütterte es innerlich, und er wollte sich empört abwenden, denn hier war Wesentliches seiner Grundüberzeugung getroffen, oder genauer: Das Einzige, an das er noch zu glauben im Stande war, wurde hier in Frage gestellt. Aber der Mann wirkte auf ihn wie eine Fessel, die ihn an- und abstieß, so wie er in Kinofilmen nicht nur abgestoßen, sondern auch auf unheimliche Art und Weise ergriffen wurde von Massenaufmärschen, erfasst vom Dynamischen, geschüttelt von der ewigen Bewegung, die selbst noch über die Leinwand zu vermitteln war. Was war das, was ihm hier nun wieder begegnete? Es war etwas Metaphysisches, die Frage war nur, war es der richtige Gott? Der unbekannte Slowene spürte die Gedanken seines Partners, entschuldigte sich für die Verherrlichungen des Faschismus (was aber nicht echt gemeint war) und flüsterte nahezu Worte, die Unruh zwar hörte, aber nicht verstand: „Bewegung ist alles; wir müssen die alles bewegenden Lebenskräfte erfassen; das steht nicht in Büchern. Nein, nein! Lass uns beide gehen, sie zu finden, zu entdecken, sie aufzudecken, sie fruchtbar zu machen!“ Hier sei doch alles „hodenlos“, wie er wohl in fälschlicher Übersetzung von „lembos“ meinte. Unruh wusste oder ahnte, dass dieses Jenseitige wichtig war, aber wie und welches usw.? Das Jenseitige kann auch missbraucht werden.

Und da Unruh ohnehin eine Scheu vor dem morgigen Tag verspürte, an dem die Konferenz offiziell beginnen sollte – mit endlosen Begrüßungsreden, Lobhudeleien, Dinners und Empfängen, und da ihm Konferenzen überhaupt zuwider waren, ließ er sich auf dieses geheimnisvoll-verführerische Abenteuer ein, befangen von der Außeralltäglichkeit des Unbekannten, denn ansonsten neigte er eher zu ständiger Vorsicht und Schüchternheit, und das Verlassen seines Schreibtisches schien ihm stets gefährlich, da jenseits des Möbels das Chaos begann. Aber es zog ihn hin, so wie der See in Fontanes „*Stechlin*“ – seinem Lieblingsroman – in unruhigen Zeiten nach unten ins Erdinnere zog und drang. Sie verließen unbemerkt den Saal durch eine Gartentür zum Balkon hinaus und fuhren in einem älteren amerikanischen Cadillac mit unbekanntem Ziel fort. Unruh hatte Angst. Es dunkelte zwar schon, aber gleitend, nicht auf die abrupte Art und Weise wie in vielen südlichen Ländern, wo der Übergang zwischen

Tageshelle und Nachtschwarz nahezu infinitesimal ist. „Auch eines Forschungsprojektes würdig, dieses hier typische Phänomen mal zu untersuchen“, meinte der Unbekannte süffisant. Sein Begleiter reagierte nicht darauf, da er sich ganz auf die umgebende Landschaft konzentrierte. Zunächst durchfuhr man einige der wie hingeworfen wirkenden, kleinen, struktur- und gesichtslosen Ortschaften, die oft nur aus einer Tankstelle bestanden – locker eingerahmt von einer Reihe von niedrigen Holzhäusern. Um die Ortschaften war – wie um sie zusammenzuhalten – eine Vielzahl von oft windschiefen Telegraphenmasten gruppiert, die, wiederum unter sich, mit den Gebäuden und mit fernem, nicht mehr sichtbaren Transferstellen durch ein Gewimmel von Fernleitungen verflochten waren. Ihre Modernität stand in verwirrendem Gegensatz zur Baufälligkeit der Gebäude, der Schuppen, oft nur Garagen mit großer Rolltür, in denen man tagsüber Handwerkliches erarbeitete und nachts auf Matten schlief, soweit es der Lärm der großen Durchgangsstraße und das auf- und abflackernde Licht der vielfältig bunten Lichtreklamen erlaubten. Irgendwie schien man nicht mehr in Italien zu sein, aus der Zeit gefallen – eine metaphysische Höllenfahrt? Bald ließ man auch diese Ansiedlungen hinter sich und drang in eine weite Ebene ein, die sich bis zum Horizont als eine rotbraune, von wenigem Gestrüpp unterbrochene, wüstenartige Fläche hingog – nur hier und da verkrüppelte, laublose Bäume, die sich bizarr, wie unter Schmerzen stehend, mit einer Unzahl kreuz und quer verwachsener Äste und Verästelungen in den Himmel verrenkten.

Die beiden Insassen des Wagens hatten bisher geschwiegen, nun versuchte der geselligere Slowene, ein Gespräch mit dem ins Schweigen verliebten Unruh zu beginnen, worauf dieser sich aus Gründen der Höflichkeit, wie sie einem Gast geboten sind, einließ. Unruh erzählte von seiner gewöhnlichen Universitäts- und Lebenskarriere, die nach außen hin sehr erfolgreich erschien: erfolgreiches Doktorat, mehrere zeitlich befristete Verträge an diversen Hochschulen und nun schließlich die sichere Verbeamtung als Professor. Von privater Seite kamen Hochzeit und die Geburt von zwei gesunden Kindern hinzu. Aber das war der äußere Glanz: Innerlich fühlte sich Unruh leer, verfolgt von irgendetwas, ziellos: Wozu sollte er die vielen politikwissenschaftlichen Studierenden überhaupt ausbilden? Was sollten sie werden? Wozu überhaupt diese Spät- und Nachgeburt einer Wissenschaft, die doch erst nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland eingeführt worden war, u.a. auf empfehlendes Drängen der amerikanischen Besatzungsmacht und der SPD, die den Deutschen endlich Demokratie künstlich ins Hirn blasen wollte? Es war ein Leben, das in einem Stehen geendigt hatte – bei aller nach außen gezeigten Geschäftigkeit.